

lenburg ähnlich hoch wie im äußersten Norden, in Vorpommern dagegen niedriger als im Durchschnitt.

- Die Senkung von stddt. langem *e*, *o*, *ö* vor *r* grenzt Mecklenburg-Vorpommern mit mittleren Frequenzen deutlich ab von Mittelpommern und Brandenburg, es geht hierin mit dem Norden und Westen des Untersuchungsgebiets.
- Die Rundung von stddt. kurzem *i* ist eine zugleich ost- (und nord-) deutsche Erscheinung. Dies gilt ähnlich für die Assimilation von stddt. *-nd-* im Inlaut zu *-nn-* sowie – bei geringen Belegzahlen – für die Verwendung des Schwa statt des Vollvokals in der Endsilbe von *Kaffee*.

Der Erhalt von unverschobenem *t* im Auslaut lässt die areale Ost-West-Gliederung des mecklenburgisch-vorpommerschen Regiolektivs erkennen:

- *-t* in stddt. *das, was, es/-es* findet sich regiolektal fast nur in Vorpommern, das hier mit Brandenburg und Mittelpommern übereinstimmt: Unverschobenes *-t* in *dat/dit* (in allen Funktionen) erreicht ebenso wie in *wat* hohe Werte von 80-100 %, etwas geringere *et, es* (mit 60-80 % im informellen Tischgespräch). Dies gilt allerdings nicht für das Morphem *-et*, das in Mecklenburg-Vorpommern fast nicht vorhanden ist. Die berlinisch-brandenburgische Vokalhebung in *dit/dis* zeigt – ähnlich wie in Mittelpommern – nur geringen Einfluss in Mecklenburg-Vorpommern (nur 5-10 % Vokalhebung in Vorpommern mit *dit*, in Mecklenburg mit *dis*).
- Auch die monophthongische Realisierung von stddt. Diphthongen (*ooch*) vereint das östliche Vorpommern auf niedrigem Frequenzniveau mit Mittelpommern und dem berlinisch-brandenburgischen Raum.
- Die Kontraktion von *so* und unbestimmtem Artikel (*sone*) ist überall im norddeutschen Raum zu finden, die Vokalqualität zeigt hingegen die höchsten Anteile der offenen, kurzen Vokalrealisierungen im Nordosten (in Mittelpommern und Vorpommern).
- Der Erhalt von unverschobenem *p* statt der stddt. Affrikate *pf* findet sich vor allem im Osten des Untersuchungsgebiets.
- Das unverschobene *ē* im Lexem *ich* ist auch im östlichen Mecklenburg-Vorpommern noch (mit fast 40 %) verbreitet.
- Kurzvokal statt standarddeutscher Länge ist in Vorpommern nur

mit mittleren Prozentwerten (20-30 %) vertreten: Während Lexeme auf *-ag* hohe Werte wie überall sonst in Norddeutschland zeigen, nimmt die Frequenz bei *nach* und noch deutlicher bei *schon* und *über* ab und geht bei *wieder* und *Oma* gegen Null.

- Die *g*-Spirantisierung im Wort- und Silbenanlaut ist in den SiN-Daten aus Mecklenburg-Vorpommern kaum präsent. Im Wort- und Morphemauslaut ist sie hochfrequent, höher als im berlinisch-brandenburgischen Raum und fast so hoch wie in der nordniederdeutschen Region, im Wortinlaut liegt sie ähnlich hoch wie in Berlin-Brandenburg. SCHARIOTH (2015) weist anhand einer Auswahl von 27 SiN-Gewährspersonen aus Holstein, Mecklenburg-Vorpommern und Mittelpommern ebenfalls auf die deutliche Differenz zwischen Mecklenburg-Vorpommern sowie Holstein einerseits und Mittelpommern andererseits hin, die sich u.a. in der *g*-Spirantisierung und den darauf bezogenen Sprechereinstellungen geltend mache. In Mecklenburg-Vorpommern und Holstein sei die Anlautspirantisierung kaum existent; sie komme nennenswert überhaupt nur in Vorpommern vor. Die Spirantisierung im Morphemauslaut (*sacht, mööchlich*) zeige ein Ost-West-Gefälle von Holstein bis Mittelpommern: „In Mittelpommern wird in allen Situationen mehr spirantisiert als in Mecklenburg-Vorpommern, in Mecklenburg-Vorpommern mehr als in Holstein, d.h. die Spirantisierung des *g* nimmt von Westen nach Osten zu. In allen drei Regionen sind die Werte höher als im restlichen norddeutschen Gebiet“ (SCHARIOTH 2015: 107).

#### 4.6. Brandenburgischer und mittelpommerscher Raum

Im brandenburgischen Raum weicht der Regiolekt deutlich vom Standarddeutschen ab, während das – ehemals areal stark gegliederte – Niederdeutsche weitgehend aufgegeben ist (SCHÖNFELD 1990: 117). Der mittelpommersche Raum nimmt eine Übergangsstellung ein. Im Unterschied zur Besiedlung des mecklenburgisch-vorpommerschen Gebiets aus Westen entlang der Ostseeküste ist er von Süden die Oder abwärts besiedelt worden. Der „Mittelpommersche Keil“ – der sich weit bis in die Neumark jenseits der Oder erstreckte – legt



Zeugnis der Besiedlung vor allem durch niederfränkische Siedler ab (NIEBAUM 1986: 30, FOERSTE 1966: Sp. 1865f.).

Mittelpommern und das südliche Vorpommern waren lange Schauplatz des Ringens um Einfluss und Besitz zwischen Brandenburg und den Herrschergeschlechtern Mecklenburgs und Pommerns: „Im 13. Jh. standen die Pommernherzöge im Abwehrkampf gegen das Vordringen der Markgrafen von Brandenburg und deren Gebietsansprüche“ (ENGEL 1957: 44). Im Nordosten des niederdeutschen Gebiets findet die Siedlungstätigkeit aus der Mark Brandenburg ihre sprachliche Entsprechung in der Gegenüberstellung zwischen westlichen (mecklenburgisch-vorpommerschen) und östlichen (mittelpommerschen) Formen. Dies spiegelt sich zunächst in den niederdeutschen Dialekten wider (z.B. Diphthongierung gegenüber Monophthongierung), später in der Herausbildung von Regiolekten mit unterschiedlicher regionaler Orientierung nach (Nord-)Westen und nach Süden.

Brandenburg ist „in neuester Zeit ein weites Einfalls- tor mitteldeutscher Sprache“ (FOERSTE 1966: Sp. 1866, vgl. NIEBAUM 1986: 30). Dies gilt im doppelten Sinne: Brandenburg ist bereits als dialektaler Raum seit der Besiedlung, an der elbostfälische Siedler (aus dem Grenzsaum zum Mitteldeutschen) starken Anteil hatten, (ost) mitteldeutscher Sprache ausgesetzt:

Im Süden erstreckte sich das Brandenburgische gemeinsam mit dem Ostfälischen einst bis in die Halle-Leipziger Bucht und das anschließende Elbe – Mulde – Elster-Gebiet [...], ehe dort im 15./16. Jh. die Verhochdeutschung begann. Als damals auch Berlin zum Hochdeutschen wechselte, geriet der südbrandenburgische Raum unter bis in die Gegenwart andauernden hochdeutschen Einfluß. (WIESINGER 1986: 880)

Die Vermittlung ostmitteldeutscher Sprache in den niederdeutschen Raum gilt für den besonders über

Berlin wirkenden Einfluss hochdeutscher Sprache im berlinisch-brandenburgischen Regiolekt, der zugleich ins mittelpommersche Gebiet ausstrahlt und seine Ausläufer bis in den südöstlichen mecklenburgisch-vorpommerschen Raum besitzt. Die Verbreitung hochdeutscher Sprache vollzieht sich in diesem Raum seit Langem über die Berliner Stadtsprache:

Infolge dieser Verhochdeutschung ist die Grenze zwischen dem Niederdeutschen und dem Hochdeutschen östlich der Elbe (angefangen von Magdeburg) außergewöhnlich fließend. Durch das weite Tor Brandenburgs und der von Brandenburg-Preußen eroberten Kolonialgebiete östlich der Oder ergießt sich das Hochdeutsche, in der herrschenden Form der ostmitteldeutschen Halbmundart, weit früher und ungebundener auf niederdeutsches Territorium als im Westen [...]. Am deutlichsten zeigte sich dieser hochdeutsche Einfluß in der Verhochdeutschung der Stadtmundart Berlins und seiner weiteren Umgebung. (SCHIRMUNSKI 1962: 613)

Die Entwicklung der Stadtsprache Berlins zum Hochdeutschen seit ca. 1500 ist angesichts der „Strahlkraft“ Berlins (PROTZE 1997: 9) von Anfang an mit der Herausbildung eines berlinisch-brandenburgischen Regiolekts und seiner Verbreitung im näheren und später weiteren Berliner Umland verbunden (vgl. SCHÖNFELD 1990: 127). Von der städtischen Kanzlei ausgehend dringt diese Sprachform in das städtische Patriziat und schließlich in weitere städtische Schichten vor. Zugleich wird sie in größeren und kleineren brandenburgischen Städten von weiteren Kreisen des städtischen Bürgertums übernommen, die nicht nur über den Handel miteinander verbunden sind, sondern mitunter auch aus den gleichen Familien stammen.

Berlin geht zu Beginn des 16. Jahrhunderts zum ober-sächsisch geprägten Hochdeutsch über. Mit dem Niedergang der Hanse und dem erzwungenen Austritt rich-

tet sich der Blick nach Süden. Die städtische Kanzlei schreibt mit dem Obersachsen Johann Nether ab 1504 „hochdeutsch“. Dieser Übergang zum Hochdeutschen vollzieht sich etwa ein halbes Jahrhundert früher als in anderen niederdeutschen Schreiborten (LASCH 1910: 104f.). Alle Kanzleien – die kurfürstliche Kanzlei, die geistlichen Kanzleien, die Gerichtskanzleien, die Stadtkanzleien – gingen (in dieser Reihenfolge) bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts zum Hochdeutschen über. Dabei ist die seit dem frühen 14. Jahrhundert Hochdeutsch schreibende Fürstenkanzlei zwar der Verhochdeutschung der Berliner Stadtsprache förderlich. Sie besitzt jedoch über mehr als 100 Jahre wenig direkten Einfluss auf die städtische Sprachentwicklung (und die ihres Umlandes). Die führende städtische Kaufmannschaft erwarb ihre Bildung auf vorwiegend mitteldeutschen Universitäten, überwiegend in Leipzig, auch Erfurt und später Wittenberg (dazu seit 1506 auch in Frankfurt an der Oder, vgl. PRIEBATSCH 1899: 407, LASCH 1910: 117). Die Prediger sprechen seit der Reformation hochdeutsch; seit 1520 sind hochdeutsche Grabsteininschriften nachgewiesen, Namen werden „verhochdeutsch“ (z.B. *Ryke* – *Reich*). Die erste diesbezüglich belegte Schulordnung des Grauen Klosters 1574 nennt die Verpflichtung des Schülers, „sich im teutschen des meinsichen dialecti und im schreiben seiner leserlichen hand zu befleißigen“ (nach LASCH 1928: 72). Die Verbreitung eines regionalen Hochdeutsch in der Berliner Bürgerschaft und über sie in der Mittelmark vollzog sich also zu Beginn des 16. Jahrhunderts in erstaunlicher Geschwindigkeit, hatte bald „als Schriftsprache auch in weiteren Kreisen Fuß gefaßt und endlich auch als Umgangssprache den Sieg errungen“ (LASCH 1910: 224). Dies gilt auch für „Schreiben, die von Angehörigen der unteren Stände erhalten sind“ (LASCH 1910: 221), z.B. Rechnungen. Und wer niederdeutsch schrieb, tat dies in

einer Form, die LASCH (1910: 219) als „stark zersetzt“ bezeichnet.

Berliner Einfluss machte sich zunehmend in der Mark geltend. Landtage fanden seit Längerem in Berlin statt, das oberste kurfürstliche Gericht siedelte aus dem niederdeutschen Tangermünde nach Berlin-Köln über. Mit wenigen wurde noch gegen Ende des 15. Jahrhunderts niederdeutsch verkehrt, so mit den pommerschen und mecklenburgischen Fürsten, aber auch mit Brandenburg, Perleberg und besonders mit den Städten der Altmark, etwa Stendal und Salzwedel. Ostbrandenburgische Städte wie Frankfurt (Oder) und Fürstenwalde sind 100 Jahre früher als Berlin zur neuhochdeutschen Schriftsprache übergegangen (SCHMIDT 1986: 127):

Wie Frankfurt so ist der ganze Südosten der Mark hochdeutsch. Bis Müncheberg, Fürstenwalde, Beeskow und Storkow, also bis nahe an Berlin heran, läßt sich im 15. Jahrhundert schon hochdeutsche Kanzleisprache nachweisen. (LASCH 1910: 132)

Berlin ist zu einer „verhochdeutschen“, genauer „vermitteldeutschen“ Varietät übergegangen, jedoch sicherlich nicht mit der Abruptheit, die LASCH annimmt. SCHIRMUNSKI (1962) widerspricht LASCHs Annahme, dass es sich bei der Berliner Stadtsprache um eine „Übernahme der obersächsischen Form des Hochdeutschen“ (LASCH 1911-12: 135) – wenn auch auf niederdeutscher Sprechbasis (LASCH 1928: 78) – handle:

Die städtische Halbmundart entsteht nicht aus einer von außerhalb übernommenen schon fertigen umgangssprachlichen oder schriftlichen Norm, die danach eine lokale ‚Färbung‘ erhält [...]. Sie entwickelt sich aus der Lokalmundart durch fortschreitende Beseitigung von deren auffälligsten, primären Merkmalen, die in erster Linie zu einem Hindernis für den sprachlichen Austausch werden könnten. Dieser Prozeß verläuft [...] völlig gesetzmäßig [...]. Deshalb auch stellt die Berliner Halbmundart keine unge-





ordnete Vermischung hochdeutscher und niederdeutscher Formen dar. [...] Regulierend mußte dabei neben der schriftlichen Norm der Literatursprache auch ihre obersächsische umgangssprachliche Form wirken. Doch für den Berliner des 16. Jh. war es nicht nötig, aus Leipzig die Entrundung der Umlaute, die Aussprache von *ei* und *ou* als *ē* und *ō*, das unverschobene *p* oder spirantische *g* oder auch die im Vergleich zur literarischen Norm überschüssige Bewahrung des auslautenden *e* zu entleihen, da alle diese Eigenheiten schon seine eigene niederdeutsche Mundart kannte. (SCHIRMUNSKI 1962: 617f.)

Auch SCHMIDT (1986: 132) sieht den „Sprachwechsel Berlins [...] keineswegs als abrupten Übergang“. Ebenso konzidiert LASCH zumindest eine Übergangszeit, in der „die Berliner noch lange Zeit nach der Übernahme noch zweisprachig gewesen sein müssen, d.h. je nach Bedarf nd. oder hd. sprachen“ (LASCH 1911-12/1979: 484).

Der Einfluss Berlins auf die Mark Brandenburg ist jedoch nicht ohne Brüche. Der Dreißigjährige Krieg etwa reduziert die Bedeutung der Stadt drastisch: Die Bevölkerungszahl Berlins halbiert sich, und die Stadt erlangt erst nach Jahrzehnten wieder regionale Geltung, die Mark ist devastiert. Zweifellos sind die der Katastrophe folgenden gewaltigen Bevölkerungsumverlagerungen dem sprachlichen Ausgleich und der Beseitigung kleinräumiger (dialektaler) Strukturen förderlich, da sie eine generelle Mobilität und insbesondere Zuzug in die Festungsstädte auslösen. Diese Land-Stadt-Wanderung war in erster Linie eine Abwanderung aus niederdeutschem Gebiet. Erst durch die merkantilistische Wirtschafts- und Ansiedlungspolitik des Großen Kurfürsten (mit der Ansiedlung von Juden und Hugenotten) steigt Berlin Ende des 17. Jahrhunderts wieder auf. Generell ist für das 18. Jahrhundert von einem starken Städtewachstum in der Mark mit Wachstumsraten zwischen 1730 und 1770 von 18 bis 34 % auszugehen, was den sprachlichen Austausch zwischen den brandenburgischen Städten fördert (GAHLEN 2008).

Die Expansion der Berliner Stadtsprache in die Mark ist nun allerdings nicht als lineare Überschichtung durch eine homogene Sprachvarietät zu verstehen, sondern zunächst als sprachlicher Ausgleich zwischen „verhochdeutscher“ Berliner Stadtvarietät und niederdeutschem Dialekt, vermittelt über das Bürgertum der Mittel- und Kleinstädte in der Mark, dann zunehmend als Orientierung am sprachlichen Vorbild des Berlinischen. Der Berliner Varietätenraum enthielt selbst niederdeutsche Elemente, die sich in der Stadt bewahrt hatten oder neu aufgenommen worden waren, zumal ein steter sprachlicher Austausch mit dem niederdeutschen Umland stattfand und ein Zustrom von Dialektsprechern in die Stadt einsetzte. Der berlinisch-brandenburgische Regiolekt wird in dieser Zeit als eine „mittlere“ Sprachlage wahrgenommen – zwischen Niederdeutsch und Hochdeutsch, das sich nach und nach, u.a. durch Schulpflicht und eine weiter ausgreifende überregionale Orientierung, durchzusetzen beginnt. Nicht zufällig werden im Ausgang des 18. Jahrhunderts die ersten dokumentierten öffentlichen Brandmarkungen des Berlinischen bekannt. Karl Philipp MORITZ (1781: 17) nennt das Berlinische „aus korruptem Plattdeutsch und Hochdeutsch zusammengeschmolzen und mit Sprachfehlern durchwebt“. Willibald ALEXIS bezeichnet es Mitte des 19. Jahrhunderts als „Jargon, aus dem verdorbenen Plattdeutsch und allem Kehrlicht und Abwurf der höheren Gesellschaftssprache auf eine so widerwärtige Weise komponiert, daß er nur im ersten Moment Lächeln erregt, auf die Dauer aber das Ohr beleidigt“ (ALEXIS 1900: 368).

Die Industrialisierung löste ab Mitte des 19. Jahrhunderts starke Zuwanderung aus der Mark aus. Zuwanderer siedelten sich in „wilden Siedlungen“ vor dem „Cottbusser Tor“ an; ihre Verdrängung misslingt immer wieder. Von den niederen städtischen Sozialschichten wird noch lange

niederdeutscher Sprachgebrauch berichtet (vgl. ROSENBERG 1986: 86). Noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts galt in TRACHSELS (1873) „Glossarium der Berliner Wörter und Redensarten“ die Bezeichnung „charlottenburgerisch“ als synonym für „niederdeutsch“. Die These LASCHS (1928: 121), dass es nach der Zurückdrängung des Niederdeutschen durch das Obersächsische eine spätere Revitalisierung niederdeutscher Elemente gegeben habe, ist angesichts des regionalen Austauschs und vor allem des Zuzugs niederdeutscher Dialektsprecher nicht von der Hand zu weisen, wenngleich sie sicherlich nie völlig aus dem Varietätenspektrum der Stadt verschwunden waren (ähnlich auch MIHM 2000: 2114). Die Zeit der Industrialisierung (in Berlin seit Mitte der 1830er) ist gleichwohl die Zeit der weitgehenden sprachlichen Regionalisierung Brandenburgs, ausgehend vom Berliner Zentrum. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts entwickelt sich die Stadt auf der Grundlage einer massiven Arbeitskräftezuwanderung zu einem industriellen Zentrum und zu Beginn des 20. Jahrhunderts sogar zum führenden Industriestandort Deutschlands. Die Stadtbevölkerung verdoppelt sich zwischen 1834 und 1861 auf eine halbe Million, bis 1877 auf 1 Million, bis 1905 auf 2 Millionen; 1928 arbeiten knapp 400.000 Arbeiter in den ca. 15.000 Betrieben der Eisen- und Metallindustrie, ca. 200.000 Beschäftigte im Bekleidungsgewerbe (KRÜGER 1928: 77). Die Zuwanderung in die Stadt bewirkte weiteren sprachlichen Ausgleich. Im Unterschied etwa zum Ruhrgebiet mit überwiegend Ortsgebürtigen (43,5 %) und Nahwanderern (31,7 %) waren die Einwohner Berlins 1907 nur zu 40,5 % ortsgebürtig und nur zu 18 % aus der Umgebung, 39,1 % waren Fernwanderer (STROHMEYER 2003).

Der ländlich geprägte nordostdeutsche Raum bleibt in der Entwicklung zurück. Die Mark Brandenburg wird in der Industrialisierung bis 1914 zum marginalen Raum

(vgl. KIESEWETTER 2004). Parallel hierzu beschleunigt sich die Durchdringung der Mark mit dem berlinisch-brandenburgischen Regiolekt im ausgehenden 19. Jahrhundert. BRETSCHNEIDER (1973) geht davon aus, dass sich das Berlinische seit Anfang des 20. Jahrhunderts fast flächendeckend in Brandenburg ausgebreitet habe. Brandenburg wird zum Hinterland Berlins; die Region konstituiert sich sprachlich mit Bezug auf das Berliner Zentrum: „Die städtische Umgangssprache wurde zur regionalen Umgangssprache“ (SCHÖNFELD 1989: 66). 1920 werden angrenzende Gebiete der Provinz Brandenburg nach „Groß-Berlin“ eingemeindet, vor allem der Industriegürtel um Berlin. Damit hält das Niederdeutsche erneut Einzug in Berlin (vgl. SCHÖNFELD 1989: 148).

In der NS-Zeit werden insbesondere städtische Varietäten als Zentren regiolektaler Entwicklung kritisch gesehen, das Berlinische als die Sprache des „Asphaltungeheuers“ Berlin (GOEBBELS 1934: 16) zumal. Während „Mundart als Quell völkisch-seelischer Kraft“ zu pflegen sei, gilt der von städtischen Zentren ausgehende Regiolekt als „städtische Strömung der Mundartzersetzung“ (BRETSCHNEIDER 1933: 277, 281). In der DDR-Zeit wird Brandenburg zur Region planmäßiger Ansiedlungspolitik, vor allem aus den bevölkerungsstarken Regionen des Südens. Orte wie Schwedt und Eisenhüttenstadt oder Neubrandenburg (in Mecklenburg-Vorpommern) dokumentieren das Bemühen, Wirtschaftsförderung mit Regionalentwicklung zu verbinden. Sprachlich bringt diese geplante Bevölkerungsmobilität hochdeutsche Sprache (und regiolektale Formen) in die Nordbezirke der DDR. Dabei spielt eine Rolle, „daß innerhalb des Gebietes [...] Zentren – meist Städte – entstanden sind, in denen sich Elemente anderer regionaler Umgangssprachen durchsetzen und von diesen Zentren aus an die umliegende Landschaft weitergegeben werden“ (GER-

NENTZ 1980: 149). Zugleich konzentrieren sich wirtschaftliche und bauliche Anstrengungen auf Berlin, was den sprachlichen Austausch mit der Hauptstadt verstärkt und zahlreiche Menschen temporär oder auf Dauer in den Berliner Raum bringt (vgl. BENECKE 1989). Die berlinisch-brandenburgische „Prestigevariatät“ (ROSENBERG 1996: 17) wird in Berlin und im Berliner Umland zum Normhorizont für Einheimische und Zugezogene:

Die überwiegend positive Bewertung hängt vor allem ab von dem weiten sozialen und funktionalen Geltungsbereich der Sprache, von Traditionen und vom starken Selbstbewußtsein der Sprecher. (PEINE/SCHÖNFELD 1981: 251)

Die Schule ist auch in der DDR eine standardsprachlich orientierte Institution. Sie betrachtete sprachliche Regionalismen seit Mitte der 1950er Jahre als Quelle von „Nachlässigkeiten [...], die aus der Umgangssprache und der Mundart herrühren“ (OSNOWSKI 1998: 273f.). Erst in den späten 1970er Jahren wird regionale Sprache in der Bildungspolitik wieder berücksichtigt. Der Regiolekt genießt allerdings als „Volkssprache“ Prestige und ist in geringerem Maße von der elterlichen Gepflogenheit betroffen, mit den Kindern auf regionale Sprachformen zu verzichten (vgl. BRENDL 2008: 37-46). Die Verwendbarkeit des Regiolekts auch in öffentlichen Domänen sowie in den Medien und die daraus abgeleitete Rolle als regionaler Normhorizont zeigt sich nach SCHÖNFELD (1989: 104) in der „Übernahme dieser Elemente in die Umgangssprache benachbarter Territorien“. Ebenso nahmen auch Zugezogene in Ostberlin den berlinisch-brandenburgischen Regiolekt an, wie SCHÖNFELD 1982 in einer Studie unter Schülern im Neubauviertel Berlin-Marzahn festgestellt hat (vgl. SCHÖNFELD 1989: 225f.). Als Reihenfolge des Erwerbs gibt SCHÖNFELD (1989: 224) an: *k* statt *ch* (*icke*), *-t* statt *-s* (*ditt*, *wat*, später: *schönet*),

oo statt au (*ooch, Boom*), ee statt ei (*keen, Been*), Spirans j statt g im Anlaut und Inlaut zwischen Vokalen (*jut, lejen*), -a statt -er (*Butta*), ü statt i (*Füsch*). Für Vorschulkinder weist MENG (1990) eine gruppensymbolische Funktion nach:

Das Berlinern [...] hat für die älteren Vorschulkinder die Funktion, sich selbst und sich gegenseitig ihrer gewachsenen Autonomie und ihrer Gruppenzugehörigkeit zu versichern. (MENG 1990: 63)

Anpassungsdruck wirkt dabei in Richtung des Regiolektivs. Bei einer Stichprobenuntersuchung unter in Ost-Berlin lebenden zugezogenen Jugendlichen gaben über 80 % an, wegen ihrer Redeweise gehänselt worden zu sein (vgl. BENEKE 1989: 87).

In der „Wendezeit“ wird das Berlinisch-Brandenburgische medial als sprachlicher Ausdruck der prototypisch „ostdeutschen“ Alltagssprache dargestellt: die Sprache der „kleinen DDR“ (Brandenburg). Der regiolektale Charakter des Berlinisch-Brandenburgischen macht sich hierin geltend. In der Übergangszeit vor und nach der deutschen Vereinigung wurden drei Studien durchgeführt, die die sprachliche „Erkennbarkeit“ des Berlinischen nach der Herkunft der Sprecher aus West oder Ost (und Umland) zum Gegenstand hatten (ECKERT 1987, LIEBE-RESÉNDIZ 1990, JESSE 2000). ECKERT (1987: 40) kam zu dem Ergebnis, „daß die überwiegende Mehrheit der Testpersonen die Sprachproben hinsichtlich Ost und West nicht zuordnen konnte“. Immerhin ein Drittel war jedoch dazu in der Lage. Ausschlaggebend für diejenigen, die eine richtige Zuordnung vornahmen, war häufig eine tendenziell „stärkere Dialektalität“ der Ostberliner Proben (ECKERT 1987: 40). Versuche, qualitative Unterschiede zwischen dem Regiolekt in Ost und West festzustellen, ergaben keine auffälligen Differenzen (vgl. ECKERT 1987: 40).



Die Einschätzung der Verwendung des Regiolechts im Rundfunk durch gebürtige West- und Ostberliner und durch Zugezogene hat LIEBE-RESÉNDIZ (1990) überprüft. In der Zuordnung von Rundfunkausschnitten aus Ost- und Westberliner Sendern zeigten sich Berliner erheblich treffsicherer als die Zugezogenen. Als „Erkennungsmerkmal“ eines Ost-Sprechers wurde das ausgeprägte „Berlinern“ im Rundfunk gewertet. Die Unterschiede des Regiolechts zwischen Ost und West schienen also auf der Ebene des Sprachgebrauchs zu liegen. Zehn Jahre später kam JESSE (2000) anhand studentischer Sprachproben zu dem Ergebnis, dass die Ost-West-Unterscheidbarkeit deutlich geringer geworden war und sich eher in das Feld der Einstellungen verlagert hatte. Wahrgenommene Merkmale bezogen sich auf „Unterschiede in der Verwendung von Standard- und Non-Standardformen“, wonach Ostsprecher als „eher dialektal, umgangssprachlich, salopp und in öffentlichen Gesprächssituationen unsicher“, Westsprecher als „eher selbstbewusst, gepflegt, standardsprachlich und deutlich“ beurteilt wurden (JESSE 2000: 124). Diese Unterschiede wurden als divergierende „Korrektheit“ im Sprachgebrauch sowie als unterschiedlich ausgebildete Fähigkeiten zur sprachlichen Variation interpretiert: Ostdeutsche sprächen eher „einfach“, Westsprecher allerdings im Urteil der ostdeutschen Informanten eher „unnatürlich“ (JESSE 2000: 131).

SCHÖNFELD betont, dass der berlinisch-brandenburgische Regiolekt nicht uniform sei, sondern regionale Unterschiede sowie eine vertikale Differenzierung zeige (vgl. SCHÖNFELD 1990: 118f.). Die unterschiedlich starke Standarddivergenz wird – mit Bezug auf Westberlin – in ROSENBERG (1986: 66-70) hinsichtlich ihrer sozial markierenden Funktion unterschieden. Sozial unmarkierte „mittlere“ Formen (etwa *dis*, *das’/dies*) werden als „Berliner Umgangssprache“ bezeichnet, sozial markier-

te Formen (*dit*, *ditte*, *das’/dies*) als „Berliner Dialekt“. SCHÖNFELD (1989: 134f.) lehnt die Bezeichnung als „Berliner Dialekt“ ab und verweist – zu Recht – auf die weite Verwendung im Berliner Umland, stimmt aber der vertikalen Differenzierung „in eine standardnahe und eine standardferne Abstufung“ zu (in SCHÖNFELD 2001 dann: „starkes“, „mittleres“ und „leichtes“ Berlinisch).

Die regionale Differenzierung ist vor allem von der Entfernung vom Zentrum Berlin abhängig. Im südlichen und mittleren Brandenburg ist der berlinisch-brandenburgische Regiolekt schon seit langer Zeit dominant (vgl. SCHÖNFELD 1990: 126). Für das nördliche Brandenburg (Wittstock, Prignitz) bis hinein ins südliche Mecklenburg (Röbel, Müritz) weist DOST (1981: 123) die Expansion des Regiolechts nach. Neben der regionalen Entfernung vom Zentrum spielen Alter, Geschlecht und Spracheinstellung eine Rolle:

Jeweils der größte Teil der Einwohner beherrscht und verwendet die Umgangssprache. [...] Ein Teil der Sprecher (25-33% der Befragten) hört in der Alltagskommunikation lieber die mundartnahe Umgangssprache als die Literatursprache oder Mundart, davon mehr Männer als Frauen, wesentlich mehr Nichtmundartsprecher als Mundartsprecher, mehr Jüngere als Ältere. (SCHÖNFELD 1980: 117)

Der Berlin-Bezug in ganz Brandenburg und in Mittelpommern, abgeschwächt bis ins südliche Vorpommern, erweist sich auch in den Ähnlichkeitskarten des ADA. Die ADA-Karte „Ähnlichkeit Berlin“ zeigt die größte Ähnlichkeitsstufe (1-2 = „ziemlich ähnlich“) für ganz Brandenburg (bis Schwedt im Nordosten und Wittenberge im Nordwesten, bis Cottbus im Südosten und Zerbst im Südwesten) und das südliche Mittelpommern, nur wenig geringer (3-4) wird sie im restlichen Mittelpommern und angrenzenden Mecklenburg-Vor-



pommern in einem 100-150-km-Radius nördlich Berlins eingeschätzt (vgl. ELSPAB/MÖLLER 2003: Frage 3). Umgekehrt wird starke sprachliche Unterschiedlichkeit gegenüber dem Mecklenburgisch-Vorpommerschen wahrgenommen entlang einer Grenze, die das südöstliche Mittelpommern dem Berlin-Brandenburger Raum zuweist (ADA-Wabekarte des Anteils nicht gemeinsamer Nennungen in benachbarten Orten).

SCHÖNFELD (2001) macht auf Divergenzen in Sprachgebrauch und -einstellungen in West und Ost aufmerksam, die durch den Sprachkontakt in der Zeit nach der deutschen Vereinigung zu Tage traten:

Das Berlinische gewann bis 1989 an Prestige und breitete sich aus, und zwar das sB [starke Berlinisch, PR]. In Ostberlin hatten fast alle in Berlin Aufgewachsenen, aus allen sozialen Schichten, die Kenntnis des sB von Kindheit an erworben. Die meisten haben dieses ohne Sanktionen verwendet, vielfach ohne stärkeren situativen Wechsel, also auch in offiziellen Situationen. [...] Anders und differenzierter vollzogen sich die Prozesse in Westberlin. Während der Teilung der Stadt wurde das Berlinische offiziell und allgemein, also in allen sozialen Schichten, zunehmend stigmatisiert und mit ‚ungebildet‘ gleichgesetzt, vor allem das sB, aber nicht nur dieses. Das Berlinische zog sich auf private Situationen sowie Ältere und untere soziale Schichten zurück, wobei das sB immer mehr vermieden wurde. (SCHÖNFELD 2001: 177f.)

Die Entwicklungsrichtung werde heute von „westlichen“ Normen bestimmt:

In Ostberlin ist die fast generelle Tendenz zur positiven Bewertung des Berlinischen und seiner Verwendung, auch des sB, nicht mehr vorhanden. Es erfolgt eine Orientierung an dem in Westberlin üblichen Sprachgebrauch. (SCHÖNFELD 2001: 181)

Gegenwärtig nimmt die großräumige Orientierung Brandenburgs auf Berlin weiter zu. Regionale Disparitäten stützen diese Orientierung (alle Daten nach: STRUK-

TURATLAS BRANDENBURG 2013). Die Bevölkerungsdichte Brandenburgs ist gering (83 Einwohner/km<sup>2</sup>) und nur im unmittelbaren Umland Berlins hoch mit über 1000 Einwohnern/km<sup>2</sup>; sie wächst nur dort (seit 1990 um über 20 %). In den Berlin-fernen Kreisen ist die Bevölkerungsdichte besonders im Norden sehr gering (mit unter 50 Einwohnern/km<sup>2</sup>) und weiter abnehmend (um mehr als 20 %). Die Arbeitslosigkeit steigt an der Peripherie Brandenburgs auf 10-15 % (2011). Wanderungsgewinne verzeichnen nur Berlin und sein Umland, alle anderen Regionen verlieren: Berlin-Pendler rekrutieren sich aus dem ganzen Bundesland, mit Schwerpunkt im Umland (bis ca. 30 km um Berlin: über 50 %, bis ca. 50 km: 25-50 %, bis zur Landesgrenze: 10-25 % der Pendler sind Berlin-Pendler). Das Pendleraufkommen in einem Großteil der Gemeinden Brandenburgs beträgt ein Fünftel der Bevölkerung und mehr (2012). Im strukturschwachen Raum Brandenburgs weisen auch die Klein- und Mittelstädte Brandenburgs Bevölkerungsverluste auf: Die Einwohnerzahl der Mittelzentren des Landes Brandenburg ging 2000-2009 um 6 % zurück, vor allem in der Altersgruppe der Arbeitsplatz- und Bildungswanderer (18- bis unter 30-Jährige). Nur die Mittelzentren im Berliner Umland erzielten deutliche Bevölkerungsgewinne (LANDESAMT FÜR BAUEN UND VERKEHR 2013).

Der berlinisch-brandenburgische Regiolekt wurde in der DDR-Zeit und den ersten Jahren danach vor allem von Helmut SCHÖNFELD beschrieben. SCHÖNFELD (1990: 117f.) sieht folgende Merkmale des Regiolekts als mehr oder weniger einheitlich in Brandenburg verbreitet an (neben überregional verbreiteten Merkmalen):

Vokalismus:

- 1) [o:] für mhd. *ou*, stddt. [ao]: [o:x] ‚auch‘
- 2) [e:] für mhd. *ei*, stddt. [ae]: [ke:n] ‚kein‘
- 3) [u] für mhd. *û*, stddt. [ao]: [uf] ‚auf‘



- 4) [ɪ] für stddt. [æ]: [ʋɪn] ‚herein‘
- 5) *r*-Tilgung mit Vokaldehnung: [hɑ:t] ‚hart‘
- 6) [ʏ] für stddt. [ɪ]: [ˈbʏrnə, fʏʃ] ‚Birne‘, ‚Fisch‘ (partiell)
- 7) finales *-e*: *icke* ‚ich‘, *dranne* ‚dran‘
- 8) [dɛt]/[dɪt] stddt. ‚das‘ (in ganz Brandenburg außer Mittelpommern und im Süden, SCHÖNFELD 1990: 100)

#### Konsonantismus:

- 9) Spirantisches [j] für stddt. [g] in allen Positionen: [jəˈjesn̩] ‚gegessen‘, [jlat] ‚glatt‘, [ˈfɛljə] ‚Felge‘, [ˈli:jən] ‚liegen‘, [ˈo:ʏə] ‚Auge‘, [li:çt] ‚liegt‘, [tax] ‚Tag‘
- 10) [p] für stddt. [pf] nach Vokal oder [m]: [apl, ʃtrʊmp] ‚Apfel‘, ‚Strumpf‘
- 11) [t] für stddt. [s]: [vat] ‚was‘, [dɛt] ‚das‘, ‚dies‘, Endung [-ət] für stddt. [-əs]: z.B. [ˈalət] ‚alles‘
- 12) [k] für stddt. [ç] in [ɪk] ‚ich‘, Diminutiv *-ken*: z.B. [ˈbɪskən] ‚bisschen‘ (partiell)
- 13) [ʏʃt] für stddt. [ʋst]: [dʊʃt] ‚Durst‘
- 14) [a] für stddt. [ɐ]: [ˈmuta] ‚Mutter‘

In einer großräumig angelegten Studie überprüfte SCHÖNFELD (1989: 89) „Entsprechungen in umgangssprachlichen Systemen der benachbarten Regionen“. Merkmalsentsprechungen werden unter anderem festgestellt zwischen der „Berlinisch-Brandenburgischen Umgangssprache“ und der „Umgangssprache von Delow/Prenzlau“ (mittelpommerscher Raum). Für den mittelpommerschen Regiolekt führt SCHÖNFELD (1989: 90-96) hierbei folgende Kennmerkmale an:

#### Vokalismus:

- 1) [e:] für stddt. [ɛ]: [ˈke:zə] ‚Käse‘
- 2) [œ] für stddt. [ɛ]: [œlf] ‚elf‘
- 3) [ʏ] für stddt. [ɪ]: [ˈbʏrnə, fʏʃ, mʏlç] ‚Birne‘, ‚Fisch‘, ‚Milch‘
- 4) [e:] für stddt. [æ] (mhd. *ei*): [ke:n, e:n, be:n] ‚kein‘, ‚ein‘, ‚Bein‘
- 5) [ɪ] für stddt. [æ]: [ʋɪn] ‚herein‘
- 6) [o:] für stddt. [ao] (mhd. *ou*): [o:x, ˈlo:fɪn] ‚auch‘, ‚laufen‘
- 7) [ʊ] für stddt. [ao]: [ʊf] ‚auf‘
- 8) Vokaldehnung und -öffnung bei *r*-Ausfall/Reduktion/Vokalisierung:

- sierung: [vɔ:(ʋ)t] ‚Wort‘
- 9) Vokalkürzung: [jlas] ‚Glas‘, [ˈfɪlə] ‚viel‘
- 10) finales *-e*: *icke* ‚ich‘, *dranne* ‚dran‘

#### Konsonantismus:

- 11) *g*-Spirantisierung im „Anlaut des Wortstammes“ („auch nach einer Vorsilbe“)
- Vor Vokal: [ˈje:jənt, ju:t] ‚Gegend‘, ‚gut‘
- Vor Konsonant: [jro:s, jlaɛç, fɛˈjlaɛç] ‚groß‘, ‚gleich‘, ‚Vergleich‘
- 12) *g*-Spirantisierung im „Inlaut“:
- Vor Vokal: [ˈo:ʏə] ‚Auge‘, [ˈvɛ:jə] ‚Wege‘, [ˈfɛljə] ‚Felge‘, [ˈzɔ:ʏjə] ‚Sorge‘
- Vor Konsonant: [za:xt] ‚sagt‘, [fli:çt] ‚fliegt‘
- 13) *g*-Spirantisierung im „Auslaut“: [tax] ‚Tag‘, [vɛ:ç] ‚Weg‘, [bʊɛç] ‚Burg‘
- 14) [p] für stddt. [pf] nach Vokal oder [m]: [ˈapəl] ‚Apfel‘, [kɔp] ‚Kopf‘, [ˈʃtrʏmpə] ‚Strümpfe‘
- 15) [s-] für stddt. [ts-]: [su:] ‚zu‘
- 16) [f-] für stddt. [pf-]: [ˈfɛnɪç, ˈflantsɪn, fʊnt] ‚Pfennig‘, ‚Pflanzen‘, ‚Pfund‘
- 17) [t] für stddt. [s]: [dɛt] ‚das‘, [vat] ‚was‘, [ɛt] ‚es‘, Adjektivendung [-ɛt, -ət] für stddt. [-əs] („teilweise“)
- 18) [d-] für stddt. [t-]: [ˈdɔxtə] ‚Tochter‘ (archaisch)
- 19) [k] für stddt. [ç] in [ɪk] ‚ich‘, Diminutiv *-ken*, z.B. [ˈbɪskən] ‚bisschen‘
- 20) Koronalisierung [ç] für stddt. [ç] [ˈʁɪçtɪç] ‚richtig‘ („Zwischenlaut zwischen [ç] und [ʃ]“)
- 21) Epithese [e:mt] ‚eben‘
- 22) Assimilierung [-n-] für stddt. [-nd-]: [ˈhʊnɛt] ‚hundert‘
- 23) *r*-Vokalisierung bzw. -Schwund: [a, ɐ] nach Langvokal [ʃpɔat] ‚Sport‘, in Präfixen *er-*, *ver-*, *zer-* und Endungen *-er*, *-ren* [ˈmutə, fɛˈlo:ɐn] ‚Mutter‘, ‚verloren‘

Übereinstimmungen zwischen dem brandenburgischen und dem mittelpommerschen Raum bestehen also nach SCHÖNFELDS Erhebungen in fast allen der oben genannten Merkmale mit Ausnahme der Vokalhebung in [dɛt]/[dɪt] für stddt. ‚das‘, des unverschobenen [t] für stddt. [s], z.B. in der Adjektivendung [-ɛt, -ət] stddt.



[-əs], die in Mittelpommern nur „teilweise“ vorkommt, des auch in Brandenburg seltenen [ʁʃt] für stddt. [ʁst] in [duʁʃt] ‚Durst‘ und der ohnehin veralteten Entrundung stddt. vorderer gerundeter Langvokale. Gemeinsamkeiten zwischen dem berlinisch-brandenburgischen Regiolekt und dem Mecklenburgischen sieht SCHÖNFELD bei den „in der mündlichen Sprache des Alltags üblichen Variante[n]“ (z.B. *f-* statt *pf-*), in dialektal basierten Erscheinungen (z.B. [hɑt] ‚hart‘), in „großräumigen Entwicklungen im niederdeutschen Gebiet“ (z.B. *s* für *ts*) sowie in der anlautenden Spirantisierung *j-* für *g-* aufgrund von „jüngeren Berliner Einflüssen auf die mecklenburgische Umgangssprache in ihren südlichen und östlichen Regionen“ (SCHÖNFELD 1989: 103). „Übereinstimmende regionale Elemente“ zwischen dem berlinisch-brandenburgischen Regiolekt und dem Magdeburgischen konstatiert SCHÖNFELD (1989: 101) in zahlreichen Merkmalen ([o:] für stddt. [ao], [e:] für stddt. [ae], [ʊ] für stddt. [ao], [ɪ] für stddt. [ae], [e:] für stddt. [ɛ:], [ʏ] für stddt. [ɪ], *g*-Spirantisierung in An-, In- und Auslaut, [p] für stddt. [pf], [f-] für stddt. [pf-], [s] für stddt. [ts]).

Die *g*-Spirantisierung tritt auch als Gemeinsamkeit zwischen dem berlinisch-brandenburgischen Regiolekt und allen Varietäten der Altmark auf – der „umgangssprache“, der „mundartnahen schicht der umgangssprache“ und der „mundart“ (SCHÖNFELD 1974: 64f.) –, und zwar in allen Positionen (außer anlautend vor Konsonant). Jüngere bemühten sich allerdings, Plosiv statt Frikativ zu verwenden. Die angrenzende Altmark geht ohnehin in vielerlei Hinsicht mit dem berlinisch-brandenburgischen Regiolekt (vgl. SCHÖNFELD 1974: 88f.). In einer Studie mit elf Berliner Sprechern (\*1880-1959, in Berlin geboren bzw. seit der Kindheit in Berlin, überwiegend Erzählungen, sechs Aufnahmen von 1961 und fünf von 1981-1985) stellt SCHÖNFELD (1989: 118f.) Gebrauchs-

frequenzen der berlinisch-brandenburgischen Regiolektmerkmale fest, die sich auf Berliner Sprecher beziehen, aber einiger Wahrscheinlichkeit nach auch für das Berliner Umland zutreffen dürften. Als hochfrequent (mit einer Häufigkeit von über 60 %) werden die Merkmale *uff* (83,9 %), *je-* (83,6 %), *ooch* (81,5 %), *g*-Spirantisierung im gedeckten Auslaut (80,5 %), *rin* (75 %), *ick* (74,9 %), *wat*, *det* (70,3 %), *g*-Spirantisierung im Inlaut (63,8 %), *g*-Spirantisierung im Anlaut vor Vokal (62,8 %), *g*-Spirantisierung im absoluten Auslaut (61,7 %), *Kopp*, *Strümpe* (60 %) angegeben. Von mittlerer Frequenz sind die Merkmale *g*-Spirantisierung im Anlaut generell (56,7 %), *-et* (56,3 %), *g*-Spirantisierung im Inlaut nach *r* und *l* (44 %). Mäßig frequent oder vereinzelt verwendet werden die Merkmale *g*-Spirantisierung im Anlaut vor Konsonant (23,6 %), *dit/dis* (vereinzelt), *icke*, *dranne* (vereinzelt), *Bürne*, *Füsch* (sprecherabhängig), *Sucker* (sprecherabhängig), Entrundung (nahezu verschwunden).

Eine drastische Abnahme der Verwendungshäufigkeit fällt auf zwischen SCHÖNFELDS Aufnahmen von 1961 und 1981-1985 (SCHÖNFELD 1989: 118f.). [j] vor Konsonant kommt in den Aufnahmen aus den 1980er Jahren gar nicht mehr vor, 1961 noch zu 47,2 %. Nahezu halbiert haben sich die Anteile der ehemals hochfrequenten Merkmale [ʊ] für stddt. [ao], [t] für stddt. [s], *ick* für *ich*, *-et* für *-es* (1961: 80-100 % > 1980er: 32-60 %). *g*-Spirantisierung anlautend vor Vokal, inlautend vor Vokal sowie im absoluten und gedeckten Auslaut war 1961 noch nahezu obligatorisch mit Anteilen zwischen 90 % und 100 %, in den 1980er Jahren jedoch nur noch zu einem Viertel bis einem Drittel verbreitet (26-33 %; nur im gedeckten Auslaut noch frequenter mit 61 %). (Fast) kein Vorkommen ließ sich mehr feststellen für *meen*, *-ken* (1961: noch 58 %) und die Entrundung.

LAUF (1996: 214f.) und MIHM (2000: 2113f.) kom-

men zu ähnlichen Ergebnissen wie SCHÖNFELD (1989). SCHLOBINSKI (1987: 150) hatte für Berlin (auf der Grundlage der Daten von 37 Sprechern) eine Frequenzskala berechnet, die er als „implikative Anordnung [e:] → [u] → [t] → [j] → [k] → [o:]“ interpretierte: Wer *kleen* gebraucht, verwendet auch *uff* und dann auch *wat* und bestimmt *jemacht* und sicher *ick* und auf jeden Fall *ooch*. Der Abbau finde – umgekehrt – zuerst bei [e:] statt, am resistantesten sei [o:]. Nach MIHM (2000: 2114) besitzt die „Berlinische Umgangssprache“ eine „erstaunliche diachronische Konstanz“, die eine „standarddivergente Grundhaltung“ repräsentiere.

Die Daten des SiN-Projekts weisen den berlinisch-brandenburgischen Raum als in den objektsprachlichen Daten und im Sprecherurteil identifizierbares Areal eines Regiolektivs aus, der in einer Anzahl von Merkmalen bis in die angrenzenden Gebiete im benachbarten Mittelpommern, in der östlichen Altmark, ins angrenzende Südostfälische, bis in die südöstlichen Gebiete Mecklenburg-Vorpommerns und das nördlichste Obersächsisch-Thüringische hineinwirkt. Der Regiolekt ist deutlich standarddivergent und zeigt in den SiN-Ergebnissen mit höherer Frequenz die folgenden Merkmale (nach Häufigkeit):

- *g*-Spirantisierung: Im Tischgespräch steigen die Spirantisierungswerte im Wortanlaut in Brandenburg auf ca. zwei Drittel, im angrenzenden Südostfalen auf ca. ein Drittel, in Mittelpommern auf ein Viertel aller Belege. Im Morphemlaut tritt die Spirantisierung noch häufiger auf. Besonders in *ge*-erlangt der Frikativ in Brandenburg maximale Frequenz, im Morphemlaut nahezu obligatorische Geltung, aber auch in Mittelpommern hat er noch einen Anteil von fast 60 %, im angrenzenden Südostfalen von gut 40 %. ELEMENTALER/GESSINGER/WIRRER (2008: 134) sehen die Spirantisierung als Kennzeichen eines „doppelten Normhorizont[s] an: eine standardnahe Norm und ein regionaler Normhorizont“. Im Auslaut ist die *g*-Spirantisierung verbreitet,

aber nicht häufiger als in anderen Regiolektivs.

- [ɪk] ‚ich‘ ist ein regiolektales Merkmal, das in ganz Brandenburg und in Mittelpommern mit Frequenzen von 60-90 % im Tischgespräch verbreitet ist und selbst im Interview noch über 50 % ausmacht. Es besitzt auch im östlichen Vorpommern noch einen Anteil von 37 %.
- Die Vokalkürzung in einsilbigen Lexemen auf *-ag* (*Tag, sag*<sup>8</sup>) ist in Brandenburg, Mittelpommern und dem östlichen Vorpommern sehr häufig: Sie liegt im Tischgespräch wie im Interview (mit einer Ausnahme) nie unter 60 %, besitzt zumeist Anteile von über 80 % oder sogar über 90 %, auch in Mittelpommern.
- Der Erhalt von unverschobenem *p* in der Affrikate *pf* ([ʔapl, ʃtrʊmp] ‚Apfel‘, ‚Strumpf‘) ist besonders im nördlichen Brandenburg (mit Werten im Tischgespräch bis 86 %) hochfrequent und reicht bis ins Mittelpommersche (bis 40 %).
- Die *du*-Kontraktion von Verb und Personalpronomen (*haste* ‚hast du‘) ist in Brandenburg stark verbreitet und liegt nirgendwo unter 50 %, im Tischgespräch macht sie fast überall über 80 % aus, im südlichen Mittelpommern sogar im Interview über 90 %.
- Unverschobenes *t* in den Lexemen *das, dass, was, es* und im Morphem *-es* besitzt höchste Frequenzen im Tischgespräch in ganz Brandenburg (83 %) und Mittelpommern (76 %) und ist auch im östlichen Vorpommern verbreitet (mit über 60 %). Dies gilt für *das* und *was* in allen Funktionen (außer für die Konjunktion *dass* in Südbrandenburg) sowie für das Pronomen *es*. Das Wortbildungsmorphem *-et* zeigt geringere Frequenz (von 20 bis über 60 %), aber in etwa die gleiche räumliche Struktur (außer in Vorpommern).
- In Brandenburg wird *das* zu über 90 % als *dit* realisiert, in Mittelpommern zu ca. 75 % als *dat*.
- In der monophthongischen Realisierung einzelner diphthongischer Lexeme (*ooch, keene*) ist Berlin-Brandenburg die Kernregion, in der das Merkmal mit 63 bis 81 % im Tischgespräch auftritt. Mittlere Werte (9 -32 %) treten auch noch in Mittelpommern auf. In den sich westlich und nördlich anschließenden Regionen lassen sich für das Tischgespräch noch Werte zwischen 5 und 20 % nachweisen.
- Die Assimilation von *-nd-* im Inlaut zeigt eine gewisse Konzentration der assimilierten Varianten auch in Brandenburg und in Mittelpommern, besonders im Interview (mit Frequenzen zwischen 20 und 40 %).



- Die Rundung von kurzem [ɪ] erreicht überall in Brandenburg mittlere Frequenzen von 20 bis über 30 % (außer im äußersten Süden), auch bis ins Mittelpommersche, ins angrenzende Süd- und Nordostfälische und mit geringeren Werten auch ins Mecklenburgisch-Vorpommersche.
- Der gesamte Nordosten, d.h. ganz Brandenburg, Mittelpommern, Mecklenburg-Vorpommern, ist (bei geringen Beleganzahlen) die Region der stärksten Verbreitung von ['kafə] 'Kaffee' (zusammen mit Holstein).
- [s-] für [ts-] hat vom gesamten norddeutschen Erhebungsraum in Nordbrandenburg und im südlichen Mittelpommern – auf niedrigem Niveau – die vergleichsweise höchsten Frequenzen (im Tischgespräch mit 9-18 %).
- Koronalisierung [ʃ] bzw. [ç] für stdt. [ç] hat nur in Nordbrandenburg im Tischgespräch eine gewisse Verbreitung (bis 12,4 %), sonst ist das Vorkommen gering und erreicht nur in Südbrandenburg noch Werte über 5 %.

Die regiolektalen Merkmale, die in den SiN-Daten die höchsten Gebrauchsfrequenzen aufweisen, gehörten auch nach den Angaben SCHÖNFELDS (1989) vor etwa 25 Jahren zu den hochfrequenten Varianten, besitzen also im berlinisch-brandenburgischen Regiolekt ausgeprägte Kontinuität. Mittelpommern zeigt nach den SiN-Ergebnissen eine Reihe von Übereinstimmungen mit Brandenburg. Es unterscheidet sich allerdings meist durch die (geringere) Frequenz dieser Merkmale und nimmt oft eine Übergangsstellung zwischen dem berlinisch-brandenburgischen und dem mecklenburgisch-vorpommerschen Raum ein. Divergierende Merkmale gegenüber dem berlinisch-brandenburgischen Regiolekt zeigt es etwa in der Realisierung von *das* als *dat* (gegenüber *dit*) sowie in der etwas häufigeren Lenisierung von *p*, *t*, *k* (mit 16,8 % gegenüber sehr geringen Anteilen in Brandenburg) und einer gewissen Frequenz der Diphthongierung von *e*, *a*, *ö* (von 5-20 %).

